

Plädoyer für die Heldensage

Wer Mythen belächelt, ist so naiv wie jener, der sie glaubt. Denn in Geschichten wie in jenen vom Rütli Schwur und von Wilhelm Tell steckt politische Weisheit; eine Weisheit, die wichtig ist für das Nachdenken über die Schweiz, *sagte Peter von Matt in seiner 1.-August-Rede auf dem Rütli*



Es ist schön hier. Das wird man doch wohl noch sagen dürfen. Für viele ist dieses Rütli ein Stück nationales Gerümpel. Man erklärt es zu einem Symbol historischer Verblendung, einem Phantom, einer kollektiven Einbildung. Aber jetzt stehen wir da auf dieser Wiese mit unseren leibhaftigen Füßen, und wer ein wohlgeratenes Herz in der Brust hat, muss sagen: Es ist schön hier.

Man sieht dem Ort noch an, dass er einst aus dem Wald herausgehauen wurde. Gerodet. Gereutet. Deshalb heisst er Kleines Gereut, Grüt, Rütli. Der Berg mit der schroffen Felsenstirn, der Niederbauen, steht über ihm wie seit je. Steinböcke klettern langsam durch seine Schründen, und an heiteren Tagen ist er umtanzt von Gleitschirmfliegern. Durch die Bäume glitzert der See, der auch kein Phantom ist, und vis-à-vis hockt der bucklige Fronalpstock und studiert nachdenklich das Treiben der Schwyzer. Es ist schön hier.

Hinter uns aber, tief in diesem Berg drin, tobt die Hölle. Da donnern die Euro-Laster durch den Tunnel. 40-Töner. Bald vielleicht 60-Töner. Da dröhnt Tag und Nacht die Autobahn Hamburg-Rom. Der Fehlgriff einer Sekunde kann ein Flammenmeer auslösen, in dem die Menschen verbrennen und verkohlen. Hier hinter uns rast ganz Europa vorbei: die Holländer mit ihren schaukelnden Wohn-

wagen, die sonnenhungrigen Schweden und die Deutschen, denen es in den Füßen zuckt, unsere Geschwindigkeitsgrenzen zu überschreiten. Alle Völker des Kontinents zischen durch die steinerne Nacht. Hier, wo wir stehen, scheint die Zeit zu ruhen, im Berg drin aber wird ihre Beschleunigung, wird das Voranstürzen der Zivilisation zu immer neuen Triumphen, zu immer hässlicheren Katastrophen ein betäubendes Ereignis.

Ist das da hinten nicht die Wahrheit unserer Welt und das hier vorn eben doch nur eine Illusion? Ist es vielleicht sogar bezeichnend für uns, dass wir die Wahrheit vergraben und am Sonnenlicht den schönen Schein hätscheln? Ist dieses Rütli also ein Zeichen für die Neigung der Schweiz zu Scheuklappen und rosaroten Brillen? Scheuklappen gibt es bei uns tatsächlich, und Brillen in allen Farben auch. Desgleichen gibt es bedeutende Vorräte von Sand, den man andern Leuten in die Augen streuen kann. Aber was das Rütli betrifft, müssen wir vorsichtig sein. Warum?

Wir sind in den letzten Jahrzehnten im Verhältnis zu unserer Geschichte

«Mythen sind politische Verhaltensanweisungen. Sie reden vom richtigen und vom falschen Handeln.»

in eine Falle geraten. Diese Falle heisst: Mythos oder Wahrheit? In den Medien ist das zur fixen Formel geworden. Der Rütlichswur – Mythos oder Wahrheit? Die Hohle Gasse – Mythos oder Wahrheit? Morgarten – Mythos oder Wahrheit? Der Mord von Greifensee – Mythos oder Wahrheit? Das Stanser Verkommnis – Mythos oder Wahrheit? Die Kappeler Milchsuppe – Mythos oder Wahrheit? Der Schultheiss Wengi von Solothurn – Mythos oder Wahrheit? Der Waadtländer Major Davel – Mythos oder Wahrheit? Und so weiter. Bis hin zum Rütlibericht unter General Guisan – Mythos oder Wahrheit? Und alle, die diese Frage stellen, wissen die Antwort stets im Voraus. Sie rufen: «Mythos! Mythos!», meinen damit Lügen und Märchen und kommen sich unerhört aufgeklärt vor.

So einfach ist es aber nicht. Wer die Geschichte vom Rütlichswur für die blanke historische Wahrheit hält, ist nicht das naivere Gemüt als der, der mit ebenso glänzenden Augen «Mythos! Mythos!» ruft. Für jede Nation verdichtet sich ihre historische Herkunft in erregenden Geschichten, die man erzählt bekommt und weiter erzählt. Schon die Kinder berichten sie einander und erleben dabei erstmals ein Gefühl von Politik. Diese Geschichten haben eine eminente Funktion. Denn sie sind in ihrem Wesen politische Verhaltensanweisungen. Sie reden vom richtigen und vom falschen Handeln. In ihnen erscheint elementar der politische Wille dieses Landes.

Die Geschichte von Wilhelm Tell haben wir zwar aus Dänemark bezogen, aus dem gleichen Buch, aus dem William Shakespeare die Geschichte vom Prinzen Hamlet bezogen hat.

Aber bei uns bekam das Killermärchen eine Sendung. Es teilte dem Volk eine politische Wahrheit mit. Sie lautet: Der Gehorsam im Staat hat seine Grenzen. Untertanengeist darf nie überhandnehmen. Und keine Situation ist so schlimm, dass man nicht doch noch etwas unternehmen kann. Dies aber geschieht immer auf doppelte Weise: durch Einzelne und gemeinsam. Ohne den Eigensinn des Einzelnen wird die Gemeinschaft zur Herde. Ohne das Zusammenspannen mit den andern wird der Einzelne zum Eigenbrötler.

So also müssen wir diese überlieferten Erzählungen verstehen: als bildkräftige Formulierungen des politischen Willens, der die Eidgenossenschaft früh geprägt und sie mit viel Glück und einigen blauen Augen hat überleben lassen. Die Heldengeschichten der alten Römer, die das direkte Vorbild waren für unser nationales Geschichtenerzählen, werden von den Rechtshistorikern längst als Verkörperungen des römischen Staatsdenkens studiert. Dort ist die Frage «Mythos oder Wahrheit?» so überlebt wie eine Postkutsche. Bei uns aber fahren die Postkutschen weiterhin mit vielem Lärm herum.

Diese Geschichten veralten auch nicht. Denn sie machen in jeder weltpolitischen Situation wieder andere Grundsätze des politischen Handelns sichtbar. Am Rütlichswur kann man zum Beispiel ablesen, dass wir in der Schweiz keinen Häuptling brauchen und keinen wollen und dass jeder, der sich zum Häuptling aufwerfen will, eines Tages auf dem dafür vorgesehenen Körperteil landet.

Und am Stanser Verkommnis lässt sich die politische Versöhnung studieren, der zähneknirschende Kompromiss nach verbaler Prügelei, ohne den die Schweiz längst bachab gegangen wäre. Krach scheint immer grossartiger als Versöhnung. Aber Krach ist auch kindisch, und Versöhnung ist die ernste Arbeit von Erwachsenen.

Oder nehmen wir die Geschichte vom Teufel, der den Urnern die Schöllenenbrücke gebaut hat und dann von ihnen übers Ohr gehauen wurde: Das ist gewiss ein Märchen, aber auch in ihm steckt politische Weisheit. Sie lautet: Erfolgreiche Politik setzt auch Schlaueit und Berechnung voraus, selbst auf die Gefahr hin, dass die Weste nicht ganz sauber bleibt. Durch die sture Parole «Mythos oder Wahrheit?» sind viele markante Überlieferungen aus dem Bewusstsein des Volkes vertrieben worden, deren politischer Gehalt wichtig wäre für das Nachdenken über das Land. Unsere Erinnerungskultur ist beschädigt.

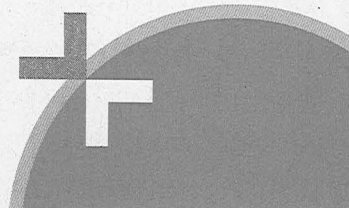
Dieses Rütli hier hat seine Bedeutung weit über die Frage hinaus, was genau da einmal geschehen oder nicht



Mahler baute in seiner 6. Sinfonie schicksalhafte Hammerschläge ein. Wenige Jahre später ereilte ihn das Schicksal selbst.

LUCERNE FESTIVAL IM SOMMER

Montag, 24. August | 19.30 Uhr | Konzertsaal KKL Luzern | Philharmonia Orchestra London | Esa-Pekka Salonen Dirigent
Für Details und Karten: www.lucernefestival.ch | t + 41 (0)41 226 44 80



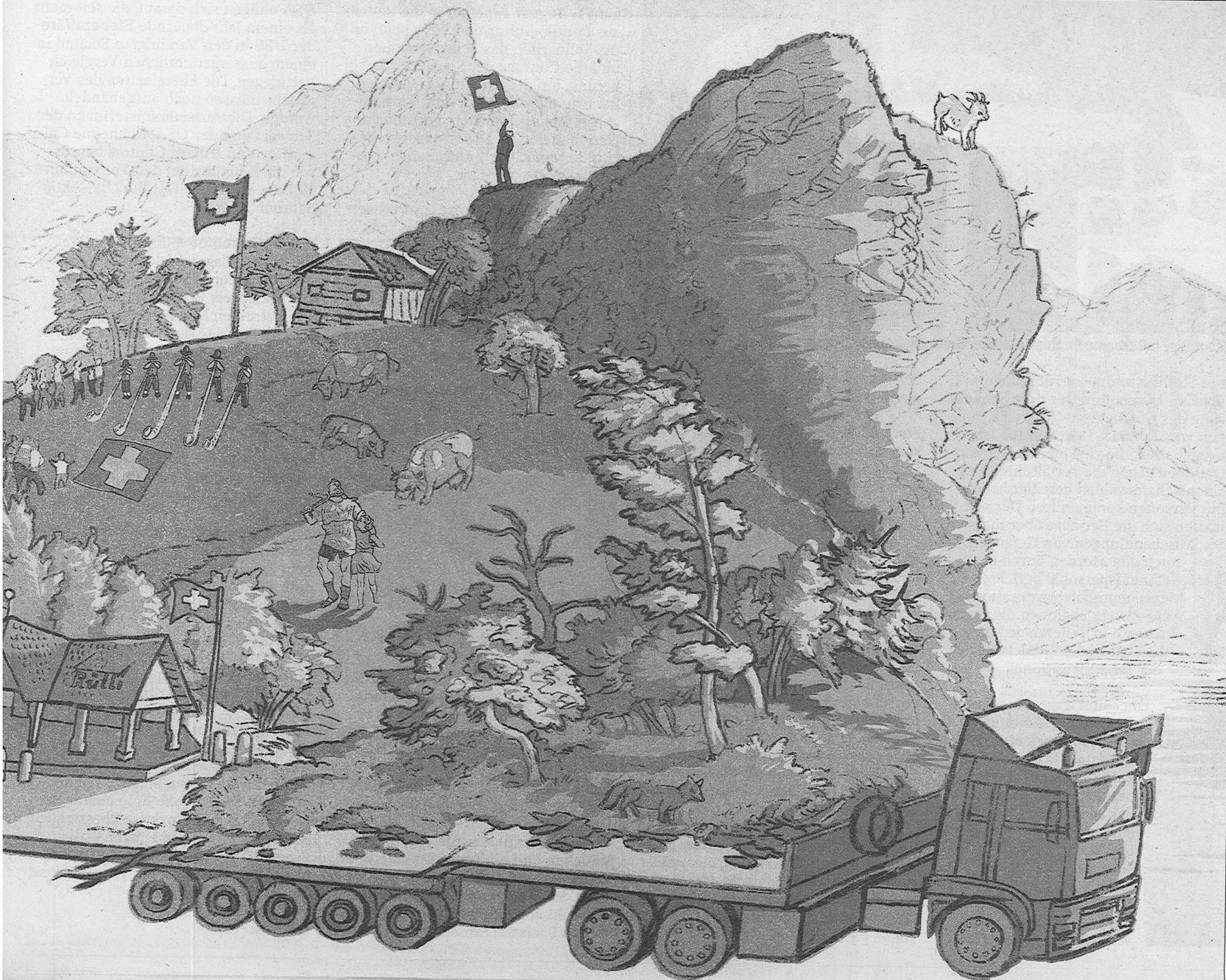
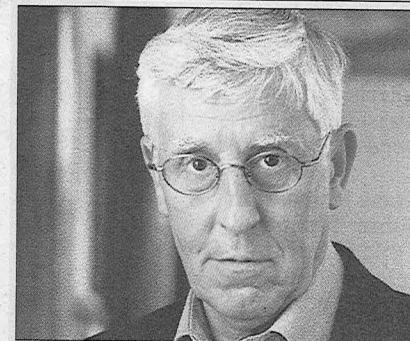


ILLUSTRATION: RAHEL EISENRING

Peter von Matt



KEYSTONE

Peter von Matt, 72, ist preisgekrönter Buchautor und lehrte bis 2002 als Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. Am 1. August war er Gastredner an der Bundesfeier auf dem Rütli. Seine Rede drucken wir hier ungekürzt ab.

geschehen oder vielleicht irgendwie geschehen ist, und seine Bedeutung hat auch der donnernde, stinkende Tunnel im Berg, dessen Abgase noch den Steinböcken am Niederbauen um die Nasen blasen. Das Rütli und der Tunnel, das sind zwei zeichenhafte Wirklichkeiten der Schweiz. Beide wollen mitbedacht sein, wenn es gilt, den Standort unseres Landes in der modernen Zivilisation zu bestimmen.

Das Rütli steht für den Willen zum Zusammengehören und Zusammenbleiben in der Eidgenossenschaft. Der Tunnel steht für die ebenso starke Lust, über die Grenzen des Landes auszuschwärmen und mitzuspielen im Spiel der europäischen Mächte. So wie man heute von Global Players spricht, kann man die Schweizer, seit es sie gibt, Continental Players nennen. Sie haben sich nie als Murmeltiere verstanden, die sich in den Bergen vergraben. Seit die Römer ein Verkehrsnetz über den europäischen Kontinent spannten, führten internationale Routen durch das Gebiet der heutigen Schweiz.

Die Bündner Pässe, die Walliser Pässe, später der Gotthard waren Handelswege, mit denen die Einheimischen Geschäfte machten, indem sie den Transport schützten und organisierten, und über die sie selbst immer wieder auszogen, in die Lombardei, nach Piemont, bald um des einträglichen Handels, bald um der blutigen Händel willen. Man wusste sich verknüpft mit der Welt, die Berner mit Burgund und Frankreich, die Zürcher und Basler mit Süddeutschland und dem Elsass, die Innerschweizer und die Bündner mit Italien. Und jahrhundertlang verkauften die Eidgenossen

«Zu den Wundern der Schweiz gehört, dass ihr politischer Instinkt stets zielsicherer war als ihr politischer Verstand.»

ihre jungen Männer zu Tausenden an die fremden Könige, damit sie deren Kriege führten, für sie töteten und getötet wurden. Die jungen Männer waren die Bodenschätze der Schweiz. Wer überlebte, kehrte zurück und hatte etwas zu erzählen.

Auszug und Heimkehr war seit je die Schweizer Existenzformel. Von den Bergen her definierte man sich nämlich erst, als der Tourismus aufkam und mit den Bildern vom einfachen Bergvolk ein interessantes Geschäft zu machen war. Jetzt wurde es wirtschaftlich einträglich, den Europäern ein Volk vorzuspielen, das unter Gletschern wohnt, niemanden stört, nicht gestört werden will und beim Melken seiner Kühe leise vor sich hin jodelt. In Wahrheit war das nur eine neue Form der kontinentalen Vernetzung. Continental Players waren die Eidgenossen immer, selbst wenn sie mit der Zeit selber glaubten, das zu sein, was sie dem reisenden Europa vorgaukelten.

Ähnlich war es mit dem Geldverkehr. Basel und Genf waren schon früh Bankenplätze und standen in Verbindung mit allen Finanzzentren der Welt. Aber auch die übrigen Städte spielten mit. Bern galt zur Zeit der Alten Eidgenossenschaft als einer der reichsten europäischen Staaten überhaupt. Selbst Goethe, der gewaltige deutsche Dichter, reiste mit seinem Dienstherrn, dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, nach der Aarestadt, um hier Geld aufzunehmen. Sie trugen die damals mächtige Summe von 50 000 Talern nach Hause. So hat die Schweiz auch die deutsche Klassik mitfinanziert, und diese hat es ihr später mit Schillers «Wilhelm Tell» gedankt. Gerade dieses Theaterstück aber hat die Vorstellung von der abgeschlossenen, selbstgenügsamen Schweiz definitiv zementiert.

Auszug und Heimkehr ist die Schweizer Existenzformel. Die Schweizer Wirtschaft weiss sehr genau, was das heisst, und die Schweizer Banken wussten es bis vor zehn Jahren auch noch. Dann haben sie es vergessen. Jetzt lernen sie es wieder. Der Kurs ist ziemlich teuer. Auch in der Schweizer Kunst, in der Schweizer Literatur, in der Schweizer Fotografie

und der Schweizer Architektur spiegelt sich die Existenzformel. Auszug und Heimkehr meint nicht nur das einmalige biografische Ereignis, sondern eine Form der vitalen Verbundenheit mit der Welt, insbesondere dem europäischen Kontinent.

Mit diesem Kontinent sind wir pulierend vernetzt, so wie das Herz mit allen andern Organen eines Körpers vernetzt ist. Der Tunnel hier hinten im Berg, durch den die Eurolaster donnern und die klimatisierten Riesenbusse brummen, ist ein Beispiel dieser Verknüpfung. Wir haben den Tunnel für uns gebaut, aber auch für Europa, in der Verantwortung für die Schweiz, aber auch in der Verantwortung für den Kontinent. Das gilt auch von der Neat. Unsere Praxis ist hier unserer politischen Theorie voraus.

Der Kontinent, von dem ich rede und auf dem wir alle wohnen, war tausend Jahre lang ein einziges Schlachtfeld. Jede Grossmacht versuchte, ihr Gebiet zu erweitern und die Erweiterung der andern zu verhindern. Dazu gab es nur zwei Mittel, das Hochzeitsbett und den Krieg. Über geeignete Prinzessinnen konnte man sich ganze Länder erheiraten. Dagegen mussten die andern dann wieder in den Krieg ziehen. Die Zeugungsfähigkeit der Könige war so wichtig wie ihre Artillerie. So bekümmert, wie sie in die Schlacht zogen, bestiegen die hohen Herrschaften auch ihr eheliches Lager.

Europäisches Gleichgewicht lautete das politische Zauberwort seit der frühen Neuzeit, Balance of Power. Verschoob sich das Gleichgewicht durch eine Heirat zugunsten der einen Macht, musste dies sofort durch schwere Schlachten wieder korrigiert werden. Unentwegt wurden Länder aufgeteilt und neu zusammengesetzt. Viele verschwanden auf immer von der politischen Landkarte, andere, wie etwa Polen, tauchten nach einem Jahrhundert wieder auf. Keine Grenze war gesichert. Jeder Krieg und jedes Hochzeitsbett konnte sie verschieben. Die Schweiz hielt sich geschickt im toten

«Wer nicht begreift, dass der Frieden in Europa auch der unsrige ist, hat einen armen Kopf und eine dürre Seele.»

Punkt dieser europäischen Machtspiele auf. Sie bewachte die Pässe und liess jeden passieren. Das war im Interesse der Grossmächte, und dafür brauchte man die Schweiz, dafür wollte man ihre Neutralität. Man hätte das Land auf dem Wiener Kongress auch auflösen können, wie es schon Napoleons Generäle ihrem Chef empfohlen hatten und wie es wenig später mit der Freien Republik Gersau hier an diesem See geschah, die ohne Rücksicht auf alte Rechte liquidiert und den Schwyzern in die offene Tasche gesteckt wurde.

Ohne ihre präzise Funktion im blutigen Dauerspiel um das europäische Gleichgewicht ist die Schweiz nicht zu verstehen. Sie verdankt ihre Existenz ebenso sehr dem Willen Europas wie dem eigenen. Den Grossmächten ersparte sie einen chronischen Krieg um die Alpenübergänge, und mit sicherem politischem Instinkt hielt und hält sie diese Übergänge bis heute auf dem technologisch höchsten Niveau. Zu den Wundern der Schweiz gehört, dass ihr politischer Instinkt stets zielsicherer war als ihr politischer Verstand. Der politische Verstand hat zu den vielen hässlichen Bürgerkriegen geführt, der politische Instinkt aber hat eine Kompromiss- und Versöhnungskultur entwickelt, die heute so beispielhaft ist wie je. Wir waren nie die Siebensiechen der Weltgeschichte, wie uns einige Leute einreden möchten, aber wir dürfen uns zeigen unter den Nationen und an den eigenen Leistungen auch unsere Freude haben.

Ich bin 1937 geboren. Als ich ein Kind war, ging es wieder los auf dem gequälten Kontinent. Nur standen jetzt keine Hochzeitsbetten mehr zur Debatte, es zählten allein die Panzer und Bomben – bis Europa in Trümmern lag. Doch am Ende dieses Zweiten Weltkriegs war nun zum ersten

Mal nicht mehr vom europäischen Gleichgewicht die Rede. Die Balance of Power hatte sich ins Weltweite verschoben. Man nannte das den Kalten Krieg. Unter seinem prekären Schutz konnte das westliche Europa erstmals darangehen, den Teufelskreis des gegenseitigen Niedermetzels zu durchbrechen. Aus dem ewigen Schlachtfeld wurde ein Labor der Demokratie.

Ein Labor der Demokratie war auch die Schweiz einmal, nachdem Napoleon die wurmstichige Alte Eidgenossenschaft vom Tisch gefegt hatte. Es war mühsam. Ein halbes Jahrhundert dauerte es, mit vielen Putschen und Kleinkriegen, bis wir ein einigermaßen moderner Staat waren. Diesen Weg sucht und geht Europa heute. Auch er ist mühsam. Es gibt Leute, die sich darüber lustig machen.

Aber gerade wir in der Schweiz haben keinen Grund dazu. Die Schweiz ist unsere Heimat, aber die Heimat der Schweiz ist Europa, dieses Europa, dessen Grossmächte seit mehr als einem halben Jahrhundert keinen Krieg mehr gegeneinander geführt haben. Das gab es überhaupt noch nie in der Geschichte. Wir sind die ersten Menschen, die das erleben dürfen. Es ist die gewaltigere Leistung als der Bau der Pyramiden oder der Flug auf den Mond. Wer nicht begreift, dass dieser Frieden auch der unsrige ist, hat einen armen Kopf und eine dürre Seele.

Das heisst, dass die Verantwortung für unser Land, die jede Bürgerin und jeder Bürger der Schweiz mitträgt, stets auch eine Verantwortung für den Kontinent ist. Wie immer wir uns zu dem politischen Europa von heute stellen – und es gibt da in guten Treuen unterschiedliche Konzepte –, unsere Haltung muss von brüderlicher Sympathie zum grossen Experiment getragen sein. Nur vier Flugstunden von uns herrscht Krieg. Wer Kinder und Enkel hat, kann daran nicht nur mit einem Schulterzucken denken. Jeder Krieg ist ansteckend. Er frisst sich durch die Welt. Wenn wir vom Frieden im heutigen Europa profitieren, haben wir an ihm auch mitzuarbeiten. In Freiheit. Denn Freiheit ist kein Zustand, sondern eine Tätigkeit.